

Soziologie oder Biographie? Man muss sich entscheiden.

Eribons privater Klassenkampf in „Gesellschaft als Urteil“

Didier Eribon, der mutmaßlich neue Stern am französischen *Intellektuellenhimmel*, braucht ganze 264 Seiten bis er zum Schluss seines Buches „Gesellschaft als Urteil“, das in den Feuilletons auch schon mal als Meta-Buch bzw. als Begleit- oder Kommentarbuch zu seinem Erfolgstitel „Rückkehr nach Reims“ bezeichnet wurde, auf den Punkt kommt: „Sicher bin ich mir nur, dass einzig eine immer wieder erneuerte theoretische Analyse der Herrschaftsmechanismen mit ihren unzähligen Funktionen, Registern und Dimensionen in Verbindung mit dem unverwüstlichen Willen, die Welt im Sinne einer größeren sozialen Gerechtigkeit zu verändern, uns in die Lage versetzt, den vielgestaltigen Kräften der Unterdrückung zu widerstehen.“ In diesem Sinne ist sein Buch eine Stimme im *großen Strom der Geschichte*, die sich, wie „jede neue Stimme, die sich Gehör verschaffen möchte, gegen alle Stimmen behaupten muss, die zu einem gegebenen Zeitpunkt die Wahrnehmung der sozialen Welt konturieren.“

Dass es Eribon mit seiner Analyse von Macht- und Herrschaftsmechanismen um die Herstellung einer Politik geht, die das Prädikat „demokratisch“ verdient hat, dürfte klar sein. Er beschreibt gut, dass in der Gesellschaft so etwas wie eine „gläserne Decke“ existiert, die einen gesellschaftlichen Aufstieg durch Leistung und trotz einer guten Bildung behindern kann, wenn man nicht den richtigen oder passenden familiären Hintergrund hat und nicht die richtigen Schulen und Universitäten besucht hat. Und er beschreibt, dass daraus auch Frustration entsteht, wenn man die Gesellschaft nicht mitgestalten kann.

Zur Beschreibung dieses Phänomens bemüht er einen Trick. Er greift auf die Beschreibung seiner eigenen Sozialisation zurück. Eribons Vater war Arbeiter, später Vorarbeiter, und seinem Sohn wurden, als er sich dem Studium der Geisteswissenschaften widmete, nicht automatisch die Türen für eine Karriere geöffnet. Er hatte Mentoren. Die hatte ich nicht.

Etwas später als Eribon geboren, hatte ich nach meinem Studium dafür zu tun mit korrupten, cholерischen, psychopathischen oder selbtherrlichen und selbstverliebten Vorgesetzten im Bildungsbereich und in der Unternehmensberatung, die abkanzeln und fallen lassen und (ent)täuschen, was

auch etwas über Macht- und Herrschaftsstrukturen in unserer Gesellschaft aussagt, wenn solche Verhaltensweisen zum Ende des letzten und zu Beginn dieses Jahrhunderts noch weitgehend toleriert wurden und auch weiterhin unwidersprochen Bestand haben können. Kleinen und kleingeistigen sowie dummen Vorgesetzten oder solchen, die cholerisch oder psychopathisch veranlagt sind, widerspricht man nur bedingt, wenn man sein Gehalt am Monatsende braucht, um eine Familie ernähren zu können. Da spielt so etwas wie *Klassenkampf* dann sicher keine Rolle.¹

Eribon beschreibt, wie es ist, in einem Haushalt ohne Bücher aufzuwachsen und dann die Welt der Bücher, die Welt der Schriftsteller und die Welt der Philosophen zu entdecken. Er beschreibt auch die mit dieser Entdeckung einhergehende Entfremdung zur eigenen Familie und zum eigenen Herkunftsmilieu, die sich durch so etwas wie einen zunehmenden intellektuellen Abstand ergibt: Man wird in seinem Milieu nicht mehr verstanden und kommt im neuen Milieu eigentlich nie richtig an, auch das ist eine Erfahrung, die mir nicht unbekannt ist. Aus dieser Beschreibung heraus analysiert er auch den Drift von Teilen einer einst stolzen Arbeiterschaft nach rechts, von der *Parti socialiste* hin zur Ideologie des *Front Nationale*. Für ihn hat diese Entwicklung viel zu tun mit den enttäuschten Erwartungen der Arbeiter, die trotz eines in den Wirtschaftswunderjahren zu konstatierenden ökonomischen Aufschwungs heute in vielen Fällen entweder keinen oder keinen sicheren Arbeitsplatz mehr haben und die immer weniger teilhaben und in die französischen Vorstädte verdrängt wurden, wo sie vielfach auf Kredit ihr Leben finanzier(t)en. Dabei sind es gerade die Kredite und die damit verbundene Verschuldung, die die einst stolzen Arbeiter davon abhalten, sich gegen die herrschenden Verhältnisse aufzulehnen. Es geht ihnen mehr um die Tilgung der Schulden und um die Sicherung ihres bescheidenen Wohlstands, als um Veränderungen im politischen System. Kurz gesagt, die Veränderung der herrschenden Machtverhältnisse ist erstickt am kleinen Glück und am prekären Wohlstand und das wird noch dadurch verschärft, dass die Jahre des Aufschwungs auch in Frankreich der Vergangenheit angehören und *Reformen*² des Sozialsystems stattgefunden haben bzw. stattfinden werden.

¹ Es gab auch andere, gute, Vorgesetzte, die sich korrekt verhalten haben. Das waren aber wenige.

² *Reform* ist in diesem Zusammenhang vielfach ein Synonym für monetäre Einschnitte, sprich für Kürzungen im sozialen Bereich.

An dieser Stelle bricht Eribon eine Lanze für die Figur des „Intellektuellen“, dessen ureigene Aufgabe es sei, durch die analytische und kritische Beschreibung der Machtverhältnisse, eben gegen diese Verhältnisse anzugehen, das soziale Gefälle immer wieder zu benennen, um eines fernen Tages dahin zu kommen, dass Gesellschaft nicht immer schon ein Urteil über eine Person fällt, sodass Herkunft und Milieu keine Rolle mehr spielen, um einen selbst und frei gewählten Platz in einer *besseren* Gesellschaft zu finden. Wobei niemand genau weiß, wie diese Gesellschaft aussehen soll. Klar ist aber, dass man auf viele Menschen nicht mehr Handkes Satz aus *Wunschloses Unglück* anwenden muss: „War – wurde – wurde nichts.“

Den *Namenlosen*, *Ausgegrenzten* und *Überflüssigen* Gesicht und Stimme zu geben, ist sicher wichtig und richtig, aber dann wie Eribon zu sagen, was *die Aufgabe* von Intellektuellen, von Schriftstellern, Philosophen und Künstlern ist, ist neben einer großen Geste auch eine Art von Anmaßung, auf die Robert Menasse in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung die passende Replik hat: „Wenn Sie zu ihm (Th. Bernhard) gesagt hätten, er sei ein Intellektueller, hätte er geantwortet: Das wird ein gerichtliches Nachspiel haben.“ Intellektualität lässt sich eben weder verordnen noch vereinnahmen. Der Künstler ist erst einmal zu nichts verpflichtet, auch nicht dazu, sein Leben der Beschreibung oder der Analyse des Klassenkampfes zu verschreiben. In der Kunst geht es, neben den Inhalten, (auch) um Form.

Eribon stellt für seine Beschreibung der Gesellschaft als eine Gesellschaft, die immer noch mehr oder weniger verdeckte Klassen hat, und deshalb auch nicht so richtig demokratisch organisiert ist, Bezüge und Anknüpfungspunkte her zu großen Autoren wie Bourdieu, Foucault, Proust, Gide, Sartre und Beauvoir und andere, die für seine eigene intellektuelle Entwicklung wichtig waren. Das ist durchaus interessant, gut und nachvollziehbar beschrieben und es liest sich flüssig. Aber Eribon bleibt hinter seinen Vorbildern zurück.

Eine Geschichte (Biographie) wie er haben viele Soziologen und auch andere Wissenschaftler.

Mein Vater zum Beispiel ist ein Handwerker und Arbeiter, der im Waisenhaus aufwuchs³ und der nach 1945 auch eine kleine *Karriere* vom Arbeiter zum Vorarbeiter machte, weshalb er sich in seinen mittleren Lebensjahren, ohne jemals Schulden zu machen, *etwas leisten konnte*. Er hat, obwohl im Herzen des *Kohlenpotts* sozialisiert, mit den Sozialdemokraten gebrochen, „weil *die* einfach nicht mit Geld umgehen können“ und „weil sie sich als Gewerkschaftsmitglieder nur um Gewerkschaftsmitglieder kümmern und nicht auch um die anderen, die nicht organisiert sind.“ Politisch nach rechts abgedriftet ist er nie, vielmehr hat er der Politik gleich ganz den Rücken zugekehrt.

Heute lebt er in einem Pflegeheim und muss mitansehen, dass *die (konkrete) Politik* dafür gesorgt hat, dass das Geld, das er in die Pflege- und Krankenversicherung eingezahlt hat, für seine eigene Pflege nicht ausreicht und die Kosten für die Pflege sein mühsam Ersparnes auffressen, was er als nicht sozial und als zutiefst ungerecht empfindet. Sein Kontostand als Kind und Jugendlicher im Waisenhaus betrug Null Reichsmark und sein Kontostand am Ende seines Lebens im Pflegeheim wird wahrscheinlich Null Euro betragen. Gerne hätte er etwas *zum Vererben* gehabt. Auch er kann es nur schwer ertragen, „in eine Welt zurückgestuft zu werden, die (er) sein ganzes Leben lang durch harte Arbeit hatte() verlassen wollen: in die Welt der Armen.“ - Verstanden, was ich beruflich mache, hat er in seinem Leben nie so richtig. Das aber ist kein Grund, seine Biographie für eine Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse oder Herrschaftsmechanismen zu benutzen. Man muss sich entscheiden zwischen *harter* Soziologie und der Aufarbeitung einer Biographie.

Bei Eribon aber wird der *Klassenkampf* privat, weshalb ich mir ein paar wenige persönliche Aspekte nicht ersparen konnte. Zu große biographische Anteile bringen in einer Beschreibung und Analyse von Machtstrukturen wenig, auch wenn sie – wie bei Eribon - einen gewissen Zeitgeist zu treffen scheinen, und zu große soziologische Anteile passen nicht in eine Biographie, sie stören den Erzählfluss. *Gesellschaft als Urteil* vermischt beides zu einem Konglomerat – hip und trendy - und wegen der biographischen Passagen auch mit einer gewissen (melo)dramatischen Geste, die dem Buch und seinem Autor im Kulturbetrieb Aufmerksamkeit gesichert hat. Der Klassenkampf wird durch Eribons Buch marktfähig. Insofern war und ist es ein (zweifelhafter) Erfolg.

³ Seine Mutter schob meinen Vater, Jahrgang 1928, zusammen mit seinen Geschwistern, - ihre Kinder aus erster und geschiedener Ehe also -, Mitte der 1930iger Jahre ins Waisenhaus ab, um eine neue Ehe mit einem *Braunhemd* eingehen zu können. Soweit die *Erzählung*.